

Erschienen in: *Ditura. Zeitschrift für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft* 7 (2011), 7–24.

Jochen A. Bär

Das romantische Modell Jacob Grimms Konzept der Sprachgeschichte

Jacob Grimm, ein Mitbegründer der deutschen Philologie und der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, wird oft dargestellt als beeinflusst durch die deutsche Romantik, mit der er zeitlich (mit seinem Geburtsjahr 1785 gehört er zur zweiten Romantikergeneration) und persönlich (sein Lehrer Savigny war der Schwager Clemens Brentanos, mit Brentano und Achim von Arnim war Grimm befreundet) in unmittelbarer Berührung stand. Ein Topos der Grimm-Forschung ist die Ansicht, dass Jacob Grimm bis zu seiner Arbeit an der *Deutschen Grammatik* (zuerst erschienen 1819) »Romantiker«, will sagen: Idealist, Ideologe, Elklektiker gewesen, danach zum »Historiker«, will sagen: Empiriker geworden sei.

Bereits Wilhelm Scherer hat aber festgestellt, dass eine solch scharfe Trennung kaum den Tatsachen entspricht. Zwar charakterisiert er die Brüder Grimm

»[...] als einfache Menschen welche achlicht ihre ganze Seele auf ein Einziges richten und welche von dem Streben nach literarischer Universalität ebenso frei sind wie von dem Hang zur Speculation und von der Willkür eines schrankenlosen Subjectivismus. Bescheiden und anspruchslos, ohne Eitelkeit, ohne starkes Selbstgefühl, weniger glänzend und zuversichtlich in ihrem Auftreten als andere, aber ernster und pflichtbewußter, waren sie dem jüngsten Königssohn im Märchen zu vergleichen welchem die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens und die Gunst freundlicher Geister die Prinzessin entzubern helfen, die den älteren Brüdern unerschwinglich blieb.« (Scherer 1865, 46)

Die Grimms wenden auf diese Weise in Opposition zu Romantikern wie Brentano und Friedrich Schlegel gebracht, dessen Tendenz zur »Ausbreitung nach allen Seiten« Scherer »Zersplitterung und Zerstreuung« attestiert (ebd., 47). Schlegels charakteristische Eigenschaft ist »wissenschaftliche[r] Witz«, d. h. »combinatorische[r] Geist« mit einer »oft überraschenden und scheinbar zufälligen Wirkungen« (ebd.). Genau damit aber ist er Gegenstand der Kritik, denn

»der Gehalt und der Werth wissenschaftlicher Leistungen wächst nicht mit der Intensität des wissenschaftlichen Witzes. Auch morsches Holz leuchtet freilich im Dunkeln, aber es wärmt nicht. Die berühmten »Fragmente« im Schlegelschen Athenäum haben vielleicht mehr Esprit aufgeführt als irgend ein anderes Werk der deutschen Literatur, aber durchaus nicht ebenso viel Wahrheit wie Esprit. Combination ist Begegnung der Gedanken. Richtige Combination ist: Begegnung zusammengehöriger Gedanken. Wenn aber zwei Schaumbläschen einander begegnen, so platzen sie. Denn nicht wie gut man zu combiniren wisse, ist das allein Entscheidende, sondern was man zu combiniren habe und wie wohlgeordnet das sei. Fülle und Ordnung der tatsächlichen Kenntniß ist die einzig mögliche Grundlage wissenschaftlicher Entdeckungen. Sie machen das aus was man wissenschaftliche Solidität nennen mag.« (Ebd.)

Über diesen »Geist der Solidität« (ebd.) verfügen Scherer zufolge die Brüder Grimm und Ludwig Uhland im Gegensatz zu Friedrich Schlegel. Indes ist die Antithese, zumindest was Jacob Grimm betrifft, durchaus nicht vollständig, denn auf ihn »war [...] ein solches Maass von combinatorischem Geist gefallen wie vielleicht auf keinen andern Philologen vor ihm und nach ihm« (ebd.). Eben diese Eigenschaft, »durch welche allein

es möglich war eine so staunenswerthe und weitverzweigte Thätigkeit zu entwickeln wie Jacob Grimm sie von seiner deutschen Grammatik ab entwickelt hat« (ebd., 48), ist folgerichtig – als der »romantische« Charakterzug Jacob Grimms und angesichts der Scherer'schen Bewertung desselben – »ein Mangel« (ebd.). Denn aufgrund seiner unablässigen, gleichsam faustischen oder, um einen zentralen Ausdruck Friedrich Schlegels zu verwenden, *PROGRESSIVEN* Tätigkeit – »ohne Rast dehnt er sein Wirken aus über immer größere und größere Gebiete. Keine Aufgabe schreckt ihn, zu keiner versagen ihm die Kräfte« (ebd.) – scheint Jacob Grimm zu ähnlicher Fragmentarizität verurteilt wie der prototypische Romantiker Schlegel: Grimm »fehlte [...] ganz und gar das Bedürfnis, eine Sache abzuschließen, auszuschöpfen, den höchsten möglichen Grad von Gewisheit darüber zu erreichen, und keine Fragezeichen stehen zu lassen ohne Noth« (ebd.). Was nötig war, damit sich die *alteutsche Philologie* als Wissenschaft etablieren konnte, nämlich »das Bedürfnis und die Kunst der Methode [...] deren höchstes Ziel die reinliche Herausarbeitung des Sicherem [...] und die vorsichtige Abwägung von Graden der Wahrscheinlichkeit« ist (ebd., 48 f.), musste daher durch einen anderen als Jacob Grimm eingebracht werden: durch Karl Lachmann. Dieser ist »ein Genie der Methode wie Jacob Grimm ein Genie der Combinations« (ebd., 49).

Grimm gehört also, übernimmt man Scherers Gegenüberstellung von Romantiker-tum und Wissenschaftlichkeit, keineswegs allein auf eine der beiden Seiten, und auch die Vorstellung, dass er sich – wie erwähnt im Zuge seiner Arbeit an der »Deutschen Grammatik« – vom »Romantiker« zum »Wissenschaftler« gewandelt und einen »Abfall von der Romantik« (Wys 1979, 15 [Scherers Auffassung referierend]) vollzogen habe, erweist sich als problematisch. Diese Sichtweise entspricht auch den Ergebnissen von Arbeiten wie denen Gunhild Ginschels (1967, 1988) und Ulrich Wysz (1979), die gezeigt haben, dass kaum von einem Vorher und Nachher zu reden sei, dass vielmehr der »Romantiker« Jacob Grimm immer auch schon »Wissenschaftler« war und der »Wissenschaftler« Jacob Grimm immer auch »Romantiker« geblieben ist.

Der letztgenannte Aspekt ist Thema des vorliegenden Beitrags. Es gilt unter anderem zu zeigen, dass Jacob Grimm auch in seinen historisch-philologischen Arbeiten keineswegs frei war, wie Scherer behauptete, »von dem Hang zur Speculation und von der Willkür eines schrankenlosen Subjectivismus«.

Dass die Berührung Jacob Grimms mit der deutschen Romantik nicht nur zeitlicher und persönlicher, sondern auch konzeptioneller Art ist, lässt sich an vielen Beispielen nachweisen. Ich greife dabei zurück auf eine an anderer Stelle (Bär 1999, 34–52) vorgenommene inhaltliche Charakterisierung des (früh)romantischen Diskurses¹, ins-

1 Der in den Geisteswissenschaften heutzutage ebenso ubiquitäre wie semantisch vielschichtige Ausdruck *Diskurs* bedarf überall dort, wo er Verwendung finden soll, einer zumindest kurzen Bestimmung und theoretischen Einordnung. Ich gebrauche *Diskurs* hier in dem in der neueren kulturhistorisch orientierten Linguistik üblichen Sinn, wie er insbesondere durch den Sammelband »Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte« (Bausse/Hermanns/Teubert 1994) etabliert worden ist: Ich verstehe darunter eine in Texten einer zeit- und kultur- bzw. sprachräumlich bestimmten Gruppe von Autoren festzustellende »bestimmte Art und Weise, bestimmte Themen oder Gegenstände zu behandeln, mit anderen Worten: sie in typische Zusammenhänge mit bestimmten anderen Themen oder Gegenstän-

besondere des für den gegenwärtigen Zusammenhang relevanten sprachtheoretischen Subdiskurses (ebd., 84–98).

Typisch für die deutsche Romantik – gemeint ist die literarische und philosophische deutsche Romantik in einem Kernzeitraum von ca. 1795 bis ca. 1830 – ist eine konnotativ-synthetische Denkweise, die darin besteht, »mit allen gesprochenen oder gedachten Wörtern andere Wörter, Vorstellungen, Bilder« zu verknüpfen, »die, je stärker sie mit jenen zusammengebracht werden, desto mehr mit ihnen verschmelzen und nicht mehr von ihnen zu trennen sind« (Bär 1999, 34). Dabei werden Unterschiede zwischen den einzelnen Gegenständen ignoriert oder zumindest als zweitrangig angesehen; betont wird hingegen nicht selten eine »wesensmäßige« Einheit der Dinge. Diese Denkweise lässt sich als geradezu systematisch verankert im Sprachgebrauch deutscher Romantiker nachweisen, z. B. in ihrem Gebrauch zentraler lexikalischer Einheiten wie *romantisch*, *Poesie*, *Organismus*, *Volk* u. a., der sich auszeichnet durch einen außerordentlichen Grad an Polysemie (ein Wort kann viel, tendenziell alles bedeuten) und Synonymie (eine Sache kann verschieden, tendenziell mit jedem Ausdruck benannt werden, weil jeder Ausdruck eben tendenziell alles bedeuten kann); vgl. Bär 1999, 343 ff.

Eben solch konnotativ-synthetisches Denken ist es, was Wilhelm Scherer (1865, 47) als Mangel an »wissenschaftliche[r] Solidität« kritisiert – »nicht wie gut man zu combiniren wisse, ist das allein Entscheidende, sondern was man zu combiniren habe und wie wohlgeordnet das sei« (ebd.) –; und ein ausgeprägter Hang hierzu – »combinatorischer Geists« – ist Scherer zufolge auch eine der Eigenschaften Jacob Grimms (s. o.).

In der Tat neigt Grimm, vor allem bei seiner sprachhistorischen Arbeit, dazu, überall Zusammenhänge zu finden² – oft genug allerdings durchaus nicht gesehene, sondern vielmehr gesuchte Zusammenhänge. Beispiele dafür lassen sich in Fülle anführen; einige wenige mögen genügen.

So wird im zweiten Band der »Geschichte der deutschen Sprache« ein Zusammenhang zwischen den germanischen Stämmen der Chatten und der Sueven behauptet. Grimm versucht dies mit »unscheinbarer vollsage« plausibel zu machen und sieht darin einen »beweis [...], den ich nicht gering schätze« (J. Grimm 1848b, 566): »noch heute nennt man in ganz Deutschland, ohne zu wissen warum, beide die Hessen und Schwaben »blinde, und wer etwas nicht gesehn hat, das andern in die augen fiel, wird auf der stelle »ein blinder Hesse« gescholtens« (ebd.). Diese Tatsache allein beweist freilich noch nichts; sie wird aber zusammengehalten mit der, dass »die Niedersachsen im 16. Jh. den Hessen den beinamen »Hundsessen« erteilten« (ebd.), sowie mit dem Volks(aber) glauben, dass die Schwaben »nach der geburt [...] neun tage als die hunde blind ligen sollen« (ebd.). Grimm meint – ohne Belege dafür zu haben –, dass etwas, das »so tief

den zu bringen und bestimmte Methoden, Darstellungsweisen, stereotype Denk- und Bewertungsmuster auf sie anzuwenden« (Bär 1999, 61).

2 Eben dies ist das Grundliegen seiner gesamten historisch-vergleichenden Sprachforschung: Er versucht durch den Nachweis von Sprachverwandtschaftsverhältnissen »erkennen zu lassen, wie weit [...] die ganze europäische völkert unter sich und mit Asien zusammenhänge [...], alle einzelnen völkerstämme sind [...] in dieser betrachtung ein großes geschlecht« (J. Grimm 1848a, 159 f.).

in scherz und ernst des volks wurzelt, [...] nicht anders sein [kann] als uralt« (ebd.)³ und sucht daher nach historischen Gründen. Er vermutet, dass die Römer den Namen der Chatten »mit carus, carulus, catellus und catas« in Zusammenhang gebracht haben könnten (ebd., 567), wofür »die vorstellung Cattimelibocus und der deutsche name der Grafen von Katzenellenbogen« spreche, »in deren fahne, wie in allen hessischen, der löwenhund [Fußnote: oder auch katze] war.«⁴ Als Erklärung für dieses Wappentier führt Grimm den »mythus von den Wölfen« an, »der sich unter Baiern, Schwaben und Hessen [...] seit uralter zeit entfaltet hat« (ebd.) und berichtet, dass Säuglinge für »blinde welfer« (ebd., 568), d. h. Welpen, ausgegeben werden und deshalb ertränkt werden sollten, »durch dazwischenkunft des vaters aber [...] zur rechten stunde gerettet wurden«, daher »den namen Welfe, Hunde oder Eitelwelfe, Eitelhund« erhielten und schließlich »stammherm berühmter geschlechter« wurden (ebd.). Grimm mutmaßt, dass »ein solcher mythus schon in ältester zeit von einem urahnen der Sueven, Hessen und Baiern umgieng, und der ihm angewiesne name sich nicht nur in seinen söhnen und nachkommen [...] wiederholte, sondern auch in natürlicher anwendung auf das gesamte volk fortübertragen wurde, und bei dem volk blieb zuletzt der vorwurf welfischer blindheit hängen« (ebd.). Im Wappen schwäbischer und hessischer Adelsgeschlechter hingegen »konnten sich die welfer von selbst zu löwen umgestalten« (ebd., 568 E).

An anderer Stelle versucht Jacob Grimm einen wenn schon nicht etymologischen, so doch begrifflichen Zusammenhang zwischen den Stammesnamen der chattischen Mattiaker, der Usipeter und der Ingrionen herzustellen, eine Vermutung, die er zwar nicht beweisen kann, die ihn aber so zu faszinieren scheint, dass er sie im suggestiven Konjunktiv dennoch vorträgt:

»Der name jenes chattischen hauptortes Mattium führt unmittelbar auf die von der Eder abfließenden, westwärts gesessenen Mattiaci [...]. Nach ihnen hießen die am fusse des Taunus sprudelnden heilquellen [Aquis Mattiacis, das heutige Wiesbaden; jäh] [...]. Lässt sich Mattium [...] aus dem wissensgrund an der Eder deuten, so stimmt auch hier das schwäbische und alemannische matte, matte prauum, fries. mede, ays. mēdo, engl. meadow [...]. man sucht in Wisbaden, nhd. Wiesbaden denselben begriff der matte oder wiese, und zugleich das bades. ich hielt [...] zu Wsinobates Usipetes und bin nicht entgegen, dass in Uxi Viti und vielleicht wiese liege, ja des Ptolemaeus' Iyygioue; an derselben stelle und der spätere Engisregnu könnten auf anger pratum zurückgehen, so dass Usipetes, Mattiaci und Ingriones in dem begriff wiese, matte und anger zusammenströmen.« (J. Grimm 1848b, 581 E)

³ Analoge Mutmaßungen auch an anderer Stelle: sich kann den gebrauch schon dreihundert jähre hinauf nachweisen, warum sollte er nicht noch weit älter sein?« (J. Grimm 1842, 103).

⁴ Mit der Erwähnung der latinisierenden Namensform *Cattimelibocus* wird impliziert, dass der im Mittelalter in den Besitztümern der Grafen von Katzenellenbogen befindliche Mälden oder Moos Malcus – es handelt sich um den heute als Melbokus bekannten drüthöcheren Berg des Odenwaldes, gelegen an der Bergstraße nördlich von Bensheim – von Grimm fälschlich als *malberg* oder *malbörge* »Gerichtsstätte« gedeutet, den Namen des einen Löwenhund oder eine Katze im Wappen führenden herrschaftlichen (chattischen) Grafengeschlechts motiviert habe. Also: Das »Chartencum« der Grafen und die »Katte« ihres Wappens sowie der »Malberg« in ihrem Besitztum führen zu dem Namen *Cattimelibocus* und dann zu der volksetymologisch verbalbohemten Form *Katzenellenbogen*. – Zur tatsächlichen Etymologie und Namensgeschichte von *Katzenellenbogen* vgl. Jeske (1989); zur Etymologie des Namens *Melbokus* oder *Mälchen*, der nicht auf den germanischen Malberg, d. h. die Versammlungs- und Gerichtsstätte (zu ahd. *malal* »Gericht, Gerichtsstätte«, sondern auf ahd. *malb* »stolz, hochragend« zurückgeht, vgl. Berger (1999, 197).

Grimm vermutet darüber hinaus, dass der Name der Mattiaker im Orts- und Landschaftsnamen *Nassau* weiterlebt (ebd., 582). Letzterer erscheint in urkundlicher Deutung als *madidum territorium* (nasses, feuchtes Gebiet).

»[...] und nun ist nur ein schritt weiter zu thun, das lat. madere und madidus scheint unserm nass [...] unverwandt, M hat sich geschwächt in N; die Chatten konnten noch zu Tacitus Zeit das alte M in Mattium, Mattiaci besitzen, das hernach und schon bei den Goten des vierten jh. N ward, die bedeutung der wiese und nässe scheint sich aber leicht zu einigen, matte wird wie aus einen wasserumflossnen platz bezeichnen.« (ebd., 583).

Solch abenteuerliches Walten »combinatorischen Geistes«, der unverzagt in alle Richtungen schweift und aus allen Gebieten des Wissens zusammenträgt, was in den seltensten Fällen tatsächlich zusammengehört, ist, wie gesagt, bei Grimm nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Es manifestiert sich in seinem zentralen Begriff des *Urbegriff*, also der Vorstellung, dass man jedes Wort etymologisch auf eine ursprüngliche sinnliche Anschauung zurückverfolgen können müsse (vgl. Reichmann 1990, 98 f.; ders. 1991, 303). Diese Vorstellung, die sich bereits in Herders Sprachursprungsschrift von 1772 – allerdings ohne die Apostrophierung als *Urbegriff* – findet, ist auch eine der Grundannahmen der frühromantischen Sprachreflexion, insbesondere ihres Hauptvertreters August Wilhelm Schlegel. Nach dessen Ansicht besteht, wie er in seinen Berliner Vorlesungen von 1801/02 formuliert, ursprünglich ein notwendiger »Zusammenhang gewisser Laute mit gewissen inneren Regungen« (A. W. Schlegel 1801/02, 250); mit anderen Worten: Ein Ausdruck ist notwendig so, wie er ist, und nicht anders. Dies gilt nicht nur für Ausdrücke im Sinne von Karl Bühler (ausdrucksfunktionale Sprachzeichen wie z. B. *mau*), sondern auch für darstellungsfunktionale sprachliche Zeichen. Bei ihnen besteht zusätzlich ein notwendiger Zusammenhang zwischen der inneren Regung und dem, was sie hervorruft, also dem realen Gegenstand, von dem dann gesagt werden kann, dass er das Referenzobjekt des sprachlichen Zeichens sei. Ebendiesen notwendigen Zusammenhang meint Schlegel, wenn er von »natürlichen Zeichen« redet (so etwa ebd., 399). Da nun die Wortsprache aus »Tonzeichen« besteht, die eine »unmittelbare und eigentliche Ähnlichkeit [...] nur mit dem Hörbaren« haben, muss dasjenige zu Bezeichnende, das von seinen Wahrnehmungsqualitäten her »in andre Sinne fällt, [...] durch vermittelte Ähnlichkeiten bezeichnet« werden (ebd., 400 E). Natürliche Zeichen im eigentlichen Sinne sind daher für Schlegel vor allem die Onomatopoetika. Von diesen aus können dann »Analogeeen der Eindrücke auf die verschiedenen Organe« hergestellt werden, zum Beispiel solche der

»Sanftheit, Stärke u. s. w. Ein Blinder soll einmal die rothe Farbe mit dem Schall einer Trompete verglichen haben. Treffend genug! So wird das *rothe* in vielen Sprachen, durch den Buchstaben R bezeichnet, womit rauschen, risseln, rasseln, *raza*, lauter Benennungen von Geräuschen anfangen. Ebenso eine Sensation des Gefühls *rau*. Man vergleiche mit *roth* das Wort *rau*, es ist wie die Farbe selbst der Gegensatz davon (ebd., 401).«

Wer der ursprünglichen Bedeutung sprachlicher Zeichen auf den Grund gehen will, der muss nach dieser Auffassung eine sinnlich-anschauliche Vorstellung schaffen, von der allenfalls durch Übertragung im Laufe der Zeit zu abstrakt-begrifflichen Bedeutungen gekommen sein konnte, und eben dies ist nun Jacob Grimms Anliegen nicht nur an der zitierten Stelle in der »Geschichte der deutschen Sprache«, wo Mattiaker, Usipeter und

Ingrionen als letztlich dasselbe, nämlich »Wiesenbewohner« dargestellt werden, sondern auch durchgängig im »Deutschen Wörterbuch«. Ein bekanntes und eindrucksvolles Beispiel ist seine Erklärung des Wortes *Ehre* als etymologisch verwandt mit Wörtern wie *Erz*, lat. *aes* »Erz«, *aestas* »Sommer«, *aestus* »Hitze, Glut« und *aestimare* »wertschätzen«, wobei er eine »zurückleitung des abstracten [...] *tra* auf *ais* und *er*, das glänzende, leuchtende metall« nahelegt (J. Grimm 1862, 54), sodass der allen genannten Wörtern zugrunde liegende »Urbegriff« das »Glänzen« oder »Schimmern« gewesen sein müsste.

Nach einem solchen sinnlich-anschaulichen Urbegriff sucht Jacob Grimm mit großer philologischer Akribie und nicht selten noch größerer philologischer Phantasie, wobei die Grenze zur Phantasterei offen ist und also beträchtliche Freizügigkeit gestattet. Dies ist der Fall bei Grimms Versuch, einen »innern zusammenhang zwischen dem Adjektiv *arm* »miser, pauper« und dem Substantiv *Arm* »brachium« herzustellen, so sehr sich auch ein solcher Zusammenhang »dem ersten blick verbirgt« (J. Grimm 1854a, 553). Der erste Blick ist dabei der des methodisch vorgehenden Wissenschaftlers, der zu sein Grimm allenthalben beansprucht; der zweite hingegen der liebende, liebevolle Blick, den Wilhelm Scherer als typisch für Jacob Grimm ansah – »sein innerstes wesen ist liebe« (Scherer 1870, XXII)⁵ – und der hier sozialumpischem Idealismus verpflichtet zu sein scheint: »armen hieß amplecti, in manus tollere, umarmen, das grenzt geradezu an *erwärmen*, bemitleiden« (J. Grimm 1854a, 554). Obgleich Grimm auf der Basis der von ihm selbst formulierten Laugesetzlichkeiten keine Beweise vorbringen kann, ist doch die Vorstellung so faszinierend für ihn, dass sie ihn zu haltlosen Spekulationen verleitet:

5 Man sieht hierin wohl in der Tat eine für Jacob Grimm in besonderer Weise charakteristische Eigenschaft, die sein gesamtes wissenschaftliches Arbeiten bestimmt hat. Sein Empirismus großen Stils, seine von Krokodylus nicht immer ganz freie Versessenheit auf Details jeder Art, seine gedenke universelle Sammelleidenschaft erscheint nirgends als trockene Pedanterie, vielmehr als höchst subjektiver, unmittelbarer Ausdruck einer Persönlichkeit, die von Sympathie und Verbundenheit mit dem Mitmenschen, der Kosmos ja selbst dem unbelebten Gegenstand durchdrungen ist. Jacob Grimms »trieb, facta zu sammeln«, so berichtet der Neffe Herman Grimm, »süßet sich [...] in oft rührender weise, kleine löcherchen die er den kindern seiner geschwister abschneidet, wickelt er sorgsam ein und setzt genaueres datum dazu, blüthen die er abgepflückt, bewahrt er so, oft mit der angabe in welcher stimmung er sie gepflückt, was er dabei gedachte und wie das wetter gewesen« (H. Grimm 1879, 21). So fand sich in Jacob Grimms Nachlass u. a. »ein gefaltetes papier mit wenig kleinen schwarzen samenkörnern und darauf geschriebenen »samen eines armen unkrautpflänzchen, das ich im sommer 1821 von dem verstorbenen und verdorren reuthe, dare es hernach so fortkam und wucherte, dare er eine ganze scharbe deckte. es ist rankicht und trägt kleine sterzblüthen und hatte unzählig viel samenkap-seln, in deren jeder 16–18 solcher (wehlmilchmäßig groter) körnchen waren. aus einer pflanze sind also sicher fünfthundert neue, junge zu ziehen.« (H. Grimm 1879, 22). – Nicht unsonst konstatiert sich daher auch Jacob Grimms ganze Wissenschaftsposa in der ersten Person Singular: Er bezieht alles auf sich, misst alles nach eigenen Überzeugungen und Wertmaßstäben und entwirft so gleichsam die gesamte Sprachgeschichte nach seinem eignen bild. Das als ihr zugrunde liegendes Prinzip gefasste Konzept des »unermüdelich schaffenden Sprachgeistes« (J. Grimm 1819, XV), einmal vor-gestellt als ein »stehender vogel« (ebd.), an anderer Stelle als spassamer hausvater – »die sprache ist ihrem inneren wesen nach haushilich und zieht was sie mit geringen mitteln erreichen kann jeder-zeit grösserem aufwand vor« (J. Grimm 1848b, 863 f.) –, erscheint als unmissbare Manifestation jener kleinhügelich-protestantischen Mentalität unbedingter Rechtschaffenheit, Leistungsethik und Wertschätzung familiärer Geborgenheit, die den Selbstzeugnissen und Zeugnissen seiner Zeitgenossen zufolge Jacob Grimm als Person auszeichneten.

»wie gefühlvoll erschiene die sprache, welcher der *arme* ein solcher ist, den man mitlei-dig, lieblich aufnimmt und in die *arme* schlieszt« (ebd. 554).

Dergleichen klingt nun nicht nur durchaus romantisch, sondern ist es auch: Der Gedanke vom semantischen Zusammenhang von *arm* (Adj.) und *Arm* (Subst.) findet sich nämlich in inhaltlicher Form – vermutlich jedoch eher als sinnreiches Wortspiel gedacht – bereits bei Clemens Brentano, der, wie gesagt, mit Grimm persönlich bekannt und befreundet war. In seinem Roman *Godwi* liest man Folgendes:

»Der Name Reichtum kommt allein von reichen;
Hinreichen sollen wir das eigne; allen,
Die arm sind, sollen froh wir geben,
Weil sie die Arme gar so trauig heben« (Brentano 1801, 151).

Ein anderes Beispiel solch abenteuerlicher Philologie findet sich im 3. Band von Grimms »Deutscher Grammatik«, wo unter anderem das Phänomen des Genus behandelt wird. Man liest hier Folgendes:

»wenn dem wurm männliches, der fliege weibliches geschlecht beigelegt wird, so kann sich das nicht auf beobachtung des natürlichen gründen. denn an diesen thieren tritt bei oberflächlicher anschauung kein geschlecht hervor, genauere aufmerksamkeit wird leicht beide entdecken, doch dem gewöhnlichen sprachgebrauch muß es gleichgültig scheinen, sie mit naturhistorischer schärfe zu bezeichnen. Ohne rücksicht darauf hat also die sprache dem wurm und der fliege ein bestimmtes geschlecht gegeben [...]. Noch mehr, sie hat das nämliche nicht bloß bei allen lebenden, werdenden und wachsenden wesen gethan, sondern auch bei toden, unähnlichen gegenständen; bei den abstractesten, übernatürlichen begriffen. Der arm [...] ist uns männlich, die zunge weiblich, das herz neutral; der sinn männlich, die seele weiblich, das wort neutral; der wind männlich, die erde weiblich, der wasser neutral. Woher diese köhne anwendung einer in der geschaffenen natur offen und geheim waltenden unterschieds auf andere dinge und vorstellungen? Es muß ein tiefes bedürfnis da gewesen sein, weil wir die anwendung auf alle nomina der meisten und edelsten sprachen, je früher, desto fester und regelmäßiger, gemacht sehen, und weil in den hauptzeiten solcher positiven geschlechtsvertheilung urverwandte sprachen augenscheinlich zusammenstimmen. [...]

Das grammatische genus ist demnach eine der phantasie der menschlichen sprache entprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände. Durch diese wunderbare operation haben eine menge von ausdrücken, die sonst todte und abgezogene begriffe enthalten, gleichsam leben und empfindung empfangen, und indem sie von dem wahren geschlecht formen, bildungen, flexionen entlehnen, wird über sie ein die ganze sprache durchziehender reiz [...] ausgegossen.« (J. Grimm 1831, 344 ff.)

Romantisch ist hieran der Gedanke, dass die grammatische Kategorie des Genus auf metaphorischen Sprachgebrauch zurückgehe. Er ist präformiert bei Herder, der bereits zu Beginn der 1770er-Jahre die Auffassung vertritt, der Urmensch sei bei der Ausbildung der Sprache von seinen eigenen Empfindungen und spezifischen Möglichkeiten, die Welt wahrzunehmen und zu erleben, bestimmt worden. Er habe gleichsam seine Innensicht auf die Gegenstände der Außenwelt übertragen und habe alles Erlebte nur in unmittelbarer Relation mit ihm selbst, dem Erlebenden wahrgenommen:

»Indem der Mensch [...] alles auf sich bezog; indem alles mit ihm zu sprechen schien und wirklich für oder gegen ihn handelte; indem er also mit oder dagegen Theil nahm, liebte oder haßte und sich alles Menschlich vorstellte; alle diese Spuren der Menschlichkeit drückten sich auch in die ersten Namen! Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Sanftes oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus diesem Gefühl in so

viele Sprachen die Artikel! Da wurde Alles Menschlich, zu Weib und Mann personifizirt: überall Götter, Göttinnen, handelnde, bössartige oder gute Wesen! Der brausende Sturm, und der süße Zephyr, die klare Wasserquelle und der mischige Ocean – ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben [...] der alten Sprachen, und das älteste Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur.« (Herder 1772, 53 f.)

Im Anschluss an diese Auffassung ist in der deutschen Romantik die Meinung verbreitet, dass die ganze Sprache ein einziges weit gespanntes Netz von Metaphern sei. Sich selbst nur als ein »wirkendes und wollendes Wesen« kennend, so August Wilhelm Schlegel, habe der erste Mensch alles, was er an »Bewegungen und Veränderungen« wahrgenommen habe, als »Handlungen« interpretiert:

»[A]lle Veränderungen in der Natur vermenschlichte er, betrachtete sie als Handlungen, die er gewissen Vernunftwesen beilegt. [...] So in der Grammatik die Person bei den Verbis, ich, du usw., die Geschlechter der Nonnörter usw. Es liegt dabei eine Analogie der Wirkungsart zugrunde, indem das weibliche Geschlecht mehr leidend, empfangend als wirkend vorgestellt wird.« (A. W. Schlegel 1798/99, 9.)

Auch bei Schelling, dem der Romantik am nächsten Stehenden der deutschen Idealisten, findet sich die These, »daß der Grund aller Sprachen [...] ein allegorischer ist« (Schelling 1803/04, 550), und auch bei ihm ist das Hauptargument für diese Ansicht das Phänomen der Genusunterscheidung: »Wie wären [...] die Menschen je darauf gefallen, die Dinge in der Sprache nach dem Geschlechte zu sondern (eine Sonderung, die durch alle nicht vorzüglich unpoetischen Sprachen geht), ohne allegorische und gleichsam persönliche Vorbilder dieser Dinge zu haben?« (ebd.).

Der Gedanke, dass die Kategorie des Genus als Metapher eine poetisch-ästhetische Qualität der Sprache verbürge, der sich mehr oder weniger stereotyp bei A. W. Schlegel (1803/04, 299), Schelling (s. o.) und August Ferdinand Bernhardt (1801, 126) findet, lässt jenen engen Bezug der Sprachtheorie und Sprachwissenschaft zur Poetik erkennen, der charakteristisch für die deutsche Romantik ist. Er ist auch charakteristisch für Jacob Grimm: »ein die ganze sprache durchziehender reiz« wird seiner Auffassung nach, wie oben bereits zitiert, durch das Genus bewirkt.

Dieser typisch romantische Bezug der Sprachtheorie und Sprachwissenschaft zur Poetik soll im Folgenden noch etwas genauer betrachtet werden: am Beispiel von Jacob Grimms Begriff des »Sprachgeistes«, wie er in seinen sprachhistorischen Schriften immer wieder begegnet. So liest man beispielsweise in seiner Akademierede »Über das Pedantische in der deutschen Sprache«:

»im gesetze des ablaufs gewahre ich [...] den ewig schaffenden wachsamem sprachgeist, der aus einer anfänglich nur phonetisch wirksamen regel mit dem heilsamsten wurf eine neue dynamische gewalt entfaltete, die unserer sprache reizenden wechsel der laute und formen zuführte.« (J. Grimm 1847, 341)

Der »Sprachgeist« ist bei Grimm das personalifizierte Walten der organischen Sprachentwicklung, als solches aber ambivalent im Sinne des aus dem 18. Jahrhundert überkommenen Dualismus von Natur und Geist, Notwendigkeit und Freiheit. Christiane Schlops hat dies in ihrem Beitrag zu dem von Andreas Gardt herausgegebenen Sammelband »Nation und Sprache« angedeutet: Die Personifikation sei bei Grimm »interessanterweise verteidigend statt vermenschlichend« (Schlops 2000, 326). Sie bezieht sich damit

auf ein Zitat aus der ersten Fassung des ersten Bandes der »Deutschen Grammatik« (1819), wo es heißt:

»Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdetlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggehoben worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl.« (J. Grimm 1819, XV; vgl. auch oben, Anm. 5).

Romantisch ist an diesem Konzept keineswegs nur die immetin interessante Tatsache, dass sich für die Vogelmetaphorik eine Parallelstelle bei Bettine Brentano, der Schwester von Clemens und Schwägerin Savignys findet. Sie schreibt in einem Brief aus den Jahren 1804–06 an ihre Jugendfreundin Caroline von Günderrode:

»Dichter, die sich in gegebene Formen einstudieren, die können auch nur den einmal gegebenen Geist wiederholen, sie setzen sich wie Vogel auf einen Ast des Sprachbaumes und wiegen sich auf dem, nach dem Urhythmus, der in seiner Wurzel liegt, nicht aber fliege ein solcher auf als der Geistesadler, von dem lebendigen Geist der Sprache ausgebrütet.« (Arnim 1840, 395.)

Romantisch ist an Grimms Sprachgeist-Konzept vielmehr in der Tat eben die Ambivalenz, die *Contradictio in adjecto*, die darin besteht, ein qua Terminus – *Gebilde* – intelligentes, rationales, selbstbewusstes Prinzip als Naturphänomen, als nach notwendigen inneren Gesetzmäßigkeiten unbewusst stattfindendes Wirken zu charakterisieren, wie es bei Grimm durchgängig geschieht. Er postuliert einerseits einen historischen Gang der Sprachenentwicklung, der von ursprünglich-sinnlichem Ausdruck hin zu begrifflicher Klarheit verläuft, beispielsweise im ersten Band der »Geschichte der deutschen Sprache«, wo es heißt: »in allen [sprachen] findet absteigen von leiblicher vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung« (J. Grimm 1848a, 5 f.), oder an anderer Stelle: »die sprache[,] verarmend an sinnlicher fülle und behendigkeit[,] beginnt sich mehr an geistige verknüpfung der gedanken zu gewöhnen« (ebd., 21). In der Vorrede zum »Deutschen Wörterbuch« liest man:

»Wer nun unsere alte sprache erforscht und mit beobachtender seele bald der vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen denkmälern der vorzeit hingezogen und von denen der gegenwart abgewandt. je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihn die leibliche gestalt der sprache, je näher ihrer jetzigen fassung er tritt, desto weher thut ihm jene macht und gewandtheit der form in abnahme und verfall zu finden. [...] es gab stunden, wo für abhanden gekommene theile des Ultrius ich die gesammte poesie der besten zeit des dreizehnten jahrhunderts mit freuden ausgeliefert haben würde, den leuchtenden gesetzen der ältesten sprache nachspürend verlichter man lange zeit auf die abgebliebenen der von heute. [...] was dem alterthum doch meistens gebrach[,] bestimmtheit und leichtigkeit der gedanken, ist in weit grösserem maaße der jetzigen [sprache] zu eigen geworden, und muss auf die länge aller lebendigen sinnlichkeit des ausdrucks überwiegen.« (J. Grimm 1854a, III f.).

Und im Akademievortrag »Über Etymologie und Sprachvergleichung« heißt es:

»[...] vorausgehen muss [in den gängen, welche die sprache von anbeginn einschlug] ein in den gedanken sinnlich volles, überaus bedeutsames, in der gestalt kräftig rohes gebilde, dessen entfaltung zur blüthe, frucht und formbehendigkeit nur unter abnahme oder verdünnung jenes sinnlichen elements geschehen kann.« (J. Grimm 1854b, 310 f.)

Im Kontext der Ausbildung zum Geistigen, zur Logik, zur Begrifflichkeit, zu dem, was das 18. Jahrhundert üblicherweise die *Willkürlichkeit* – will sagen: die Arbitrarität – des

sprachlichen Zeichens nannte, eben im Kontext dieser Ausbildung ist das Konzept des Sprachgeistes bei Grimm zu sehen: Der »Sprachgeist« ist nichts anderes als das Prinzip *di esse*: Entwicklung. Aber eben weil er dies ist, erscheint die Tatsache problematisch, dass der »Sprachgeist« bei Grimm als »unbewusst« wirkend dargestellt wird (J. Grimm 1854b, 310), dass er »insgemein alle willkür meidet« und »geheimen triebe(n)« (J. Grimm 1848a, 377) bzw. einem »instinct« (ebd., 417) folgt, dass er als nistender Vogel dargestellt wird. Gerade er, der nestbauende Vogel, ist – neben der wabenbauenden Biene – im 18. Jahrhundert und in der Philosophie des deutschen Idealismus, z. B. bei Schelling, immer wieder als Beispiel für den so genannten *Kunsttrieb* angeführt worden, d. h. für jene Eigenschaft der Natur, Produkte hervorzubringen, die, obwohl ohne Plan und Bewusstsein produziert, doch auf den Betrachter so wirken, als wären sie es.

Mit dieser ambivalenten Konzeption eines unbewusst-bewussten, eines Naturnotwendigkeit und freie Vernunft verbindenden Sprachgeistes ist Grimm offensichtlich der Genietheorie des 18. Jahrhunderts verpflichtet, wie sie von den deutschen Idealisten und den Frühromantikern vertreten wurde. Genie ist nichts anderes als die Fähigkeit des Dichters oder Künstlers, etwas zu schaffen, das seine eigenen intellektuellen Fähigkeiten übersteigt, das er eben deshalb nicht plan- und absichtsvoll hervorbringt, sondern das ihm gleichsam unter der Hand und instinktmäßig, eben durch *Kunsttrieb*, gelingt. Nicht umsonst sind es gerade die »Dichter und Schriftsteller«, die des Sprachgeistes »unsichtbares Walten vernehmen«, wobei *vernehmen* qua Wortstamm eine Tätigkeit der VERNUNFT ist, aber doch laut Grimm keine rationale, sondern eine »in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl« (J. Grimm 1819, XV).

Allerdings hat neben der Genietheorie noch ein anderes Konzeptionsgefüge des 18. Jahrhunderts auf Grimms *Sprachgeist*-Begriff Einfluss genommen: die auf Montesquieu zurückgehende und der deutschen Romantik v. a. über Rousseau und Herder vermittelte Klimatheorie. Die Romantiker sind in ihrem Menschenbild der Aufklärung und dem deutschen Idealismus verpflichtet und sehen daher den Menschen als ein zwar selbstbestimmtes, von Naturzwängen aber gleichwohl nur teilweise unabhängiges Wesen. Es ist ihm möglich, seinen Lebensraum »bis auf einen gewissen Grad nach seinen Absichten« zu gestalten, aber dabei kann er sich doch »keinesweges von den tellurischen Einflüssen losmachen, welche vielleicht an dem einzelnen verpflanzten Menschen nicht sichtbar werden, in Massen und Jahrhunderten aber sich unfehlbar mächtig erweisen« (A. W. Schlegel 1803/04, 267). Allerdings darf die Betrachtung des Menschen »im Zusammenhange mit seinem Wohnsitz« (ebd.) nicht nur »nach den Graden der Breite« erfolgen, sondern »der Boden, die Abdachung der Gebirge und ganze Witterungslage, festes Land und Meer u. s. w.« ist dabei zu berücksichtigen (ebd. 268).

Stellvertretend für die »Gesamtheit der physischen Ursachen« wird das »im weitern Sinne« verstandene Wort *Klima* verwendet (A. W. Schlegel 1798/99, 15). Die Ansichten über den Einfluss verschiedener Umgebungen sind stereotyp: »Bewohner der Berge«, heißt es bei Bernhadi, »sprechen mehr mit Gaumen, Kehle und Lippen, die der Ebenen mit der Zunge« (Bernhadi 1803, 303). Der »Dialekt der Berge« weist »überall einen entschiedenen Hang zu den rauh aspirierten ch« auf, wohingegen man »an den Seeküsten [...] das schmelzende sch, und auch die nasalen Tänes findet (F. Schlegel

1803, 26). Am konkreten Beispiel: »Das Dänische ist weich und auseinander geflossen, so wie ihr Klima feucht und neblig, das Schwedische athmet eine rauhere Bergluft« (A. W. Schlegel 1803/04, 238); das Oberdeutsche hat »eine gewisse Unbeholfenheit und rauhe Bergaccente an sich«, während man »in der fließenden Leichtigkeit des Niederdeutschen [...] den klimatischen Einfluß der mildernenden Seeluft und der an der See gelegenen Ebenen« erkennt (ebd. 330).

All diese Stereotypen hat Jacob Grimm völlig ungefiltert übernommen:

»Leiblichen oder physischen eindruck auf die sprache nenne ich den durch veränderung des bodens und der himmelsgegend entspringenden. die sprache, in ihren grundbestandtheilen wird von dem einwandernden volke mitgebracht, allein sie kann durch langen aufenthalt im gebirge, in wäldern, auf ebenen und am meer anders gestimmt und in abweichende mundarten gebracht werden. erfahrung lehrt, dass bergluft die laute scharf und rauh, das flache land sie weich und blöd (schwach; jäh) mache, auf der alpe herrschen diphthonge und aspiraten vor, auf dem blachfeld enge und dünne vocale, unter consonanten medise und tenues.« (J. Grimm 1848b, 828.)

Die Übereinstimmungen gehen jedoch noch weiter.

In Anlehnung an Rousseau unterscheiden die Romantiker hauptsächlich zwei Klimazonen: eine »südliche«, d. h. äquatoriale bis mediterrane, und eine »nördliche«, d. h. gemäßigte bis subpolare. In den »glücklichen Gefilden« des Südens fällt dem Menschen sowohl materiell wie kognitiv alles gleichsam von selbst zu:

»Ein von selbst ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Brust hebt sich dem beselenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Wesen wird elastisch und expansiv. [...] Sein Geist sondert und ordnet die Gegenstände schnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühselig ihre Merkmale häufen, um sie festzuhalten. Die Empfindung behält daher den freiesten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche seines Daseins.« (A. W. Schlegel 1798, 213 f.)

In den nördlicheren Gebieten dagegen, in denen »die Natur karger, der Himmel unfreundlicher« wird,

»weicht die fröhliche Hingegenheit dem Ernst und der Sorge. Die Ernst verengt sich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuße offen, sind nur zu Kampf und Arbeit geschärft. Der langsamere Verstand greift Alles schwer und gewaltsam an. Der schlaffe Leib tadelt sich nicht mehr leicht bekleidet in der freien Luft, die unförmlichere Gestalt wird in Tierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht sich der innere Mensch, wie der äußere, in dumpfe Winterhöhlen.« (ebd. 214).

Die unterschiedlichen Einflüsse auf den Organismus und, über diesen, auf den Geist des Menschen wirken sich auch auf die Sprache aus. Besonders betroffen ist davon die quantitative Relation der Vokale und Konsonanten, die »durchgehends charakteristisch für die climatischen Eigenheiten der Nationen und Länder« ist (A. W. Schlegel 1803/04, 294).

Drei Hauptarten von Sprachen unterscheidet Schlegel aufgrund der Prägung durch das Klima:

1) »Es kann eine so üppige und zerfloßne Sinnlichkeit geben, daß der Geist aller Spannung unfähig wird, und dann verschwimmt auch die Sprache ohne Haltung in Vokalen, wie die der Oraberier« (A. W. Schlegel 1798, 214).

2) »Wo die Beweglichkeit der anschauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in schönem Gleichgewichte steht, da geht die Sprache über: sie fügt

sich, tönend und geflügelt, den Gesetzen des Wohlklanges wie von selbst« (ebd.). Beispiele sind für Schlegel Arabisch, Persisch, Sanskrit und Hebräisch.

3) »Je verschlossener und ungestümmer die Natur wird, je mehr sich ihr Bild entfärbt und umnebelt: desto rauher, verwornener und mühseliger wird auch die Bezeichnung der Gegenstände durch stimmloses Geräusch, wozwischen sich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt« (ebd.). Als Beispiele dafür werden an anderer Stelle ohne nähere Erläuterung »die nordischen Sprachen« genannt (A. W. Schlegel 1798/99, 22); wahrscheinlich ist an skandinavische Sprachen zu denken.

Allerdings ist die Unterscheidung des Sprachcharakters nach dem Kriterium »klangreich« bzw. »weniger klangreich« durchaus nicht allein eine Frage des Klimas, sondern auch – und hier wird wiederum das Konzept von der sinnlich-geistigen Doppelnatur des Menschen greifbar – eine Frage des Grades geistiger Ausbildung einer Sprache.

A. W. Schlegel (1801/02, 400) zufolge geht jede menschliche Sprache vom »sinnlichen Eindruck« aus und »strebt zum Gedanken hin«. Im Urzustand (der primitive Mensch lebt hier in unmittelbarer Korrespondenz bzw. Sympathie mit der ihn umgebenden Natur, seine geistig-intellektuellen Vermögen sind mit seiner Sinnlichkeit im Einklang und noch nicht als eigenständiges Prinzip ihr gegenübergetreten) muss demnach die Sprache »zwischen [...] der thierischen Abhängigkeit und der verständigen Willkür mitten inne schweben« (ebd.), d. h. in der Mitte zwischen tierlicher Lautäußerung – Geschrei (A. W. Schlegel 1798/99, 7) – und artikulierter Rede angesiedelt und folglich »sonor und stark accentuirt gewesen seyn« (A. W. Schlegel 1801/02, 400). Im Laufe der phylogenetischen Entwicklungsgeschichte tritt dann der menschliche Intellekt, und zwar insbesondere das Vermögen des Verstandes, immer mehr in den Vordergrund. Der Verstand, wie Schlegel ihn fasst, zielt nicht wie die Vernunft oder die Einbildungskraft auf Wahrnehmung um ihrer selbst willen, sondern verfolgt »äußere Zwecke« – man sucht etwas zu verstehen, um sich vor ihm schützen, es beherrschen oder sich aneignen zu können –, weshalb es ihm genügt, überhaupt Zeichen zur Verfügung zu haben, die er »willkürlich«, d. h. unbesenen ihrer Herkunft und Qualität verwendet. Eine Analogie der Zeichengestalt und des Bezeichneten, »sowohl was die Beschaffenheit des Klanges betrifft, als die Bildlichkeit der Wörter von übertragener Bedeutung« (ebd., 403), ist für den Verstandesgebrauch ohne jedes Interesse, und die ursprünglich motivierten Sprachzeichen verlieren daher mit der Zeit ihre Metaphorik und werden weitgehend oder sogar rein arbiträr, je mehr sich »der Verstand der Zeichen bemächtigt, welche die Einbildungskraft ursprünglich geschaffen hat« (ebd.). Diese Entwicklung, die Schlegel wertend als einen Übergang von einer ursprünglich »poetischen« zu einer »prosaischen« Qualität der Sprache bezeichnet und der er, zumindest in seinen frühen Arbeiten, durch das Programm einer »Repoetisierung« der Sprache begegnen will (vgl. Bär 1999, 105–139), ist gleichwohl nicht als ein der Sprache widerfahrender unerfreulicher Zufall konzipiert, der auch ausbleiben könnte. Es handelt sich vielmehr um eine notwendige Entwicklung, die dem von der idealistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts behaupteten Entwicklungsgang der menschlichen Spezies entspricht. Sie soll auch in der von Schlegel programmatisch angestrebten Repoetisierung keineswegs rückgängig gemacht, sondern im dialektischen Sinne aufgehoben werden, d. h. die Sprache soll mittels be-

stimmter Kunstgriffe (hierzu ausführlich Bär 1999, 119–139) unter *Beibehaltung* der erreichten geistigen Qualität (gemeint sind z. B. bestimmte logische Strukturen in Syntax und Textjunktion) zu neuer Bildlichkeit und neuem Klangreichtum geführt werden. Im Übrigen ist Schlegel der Meinung, dass unterschiedliche Einzelsprachen jeweils eine unterschiedliche Entwicklung nehmen können; es gibt »poetischere« und »prosaischere« Sprachen, was teils vom Klima (s. o.), teils aber auch von historischen Ereignissen und Umständen (vgl. das Folgende) abhängt. Zu den poetischeren Sprachen zählen beispielsweise das Griechische, das Italienische, das Spanische, das Portugiesische und das Alprovenzalische, zu den prosaischeren beispielsweise die skandinavischen Sprachen und das Französische.

Bei Jacob Grimm finden sich weitgehend analoge Ansichten, wenn man vom Programm der Repoetisierung absieht.⁶ Auch er hat die Antithese von sinnlich-anschaulicher (auch klangreicher) und unsinnlich-begrifflicher (auch klangarmer) Sprache, wie schon gezeigt, auf die Zeitschiene gesetzt und sieht die Entwicklung von jener zu dieser als eine innere Notwendigkeit an. Auch seiner Ansicht nach kann eine Sprache darin unterschiedlich weit fortschreiten. So ist beispielsweise das Griechische gleichsam auf halbem Wege zwischen den Extremen stehen geblieben:

»Der gr. sprache sind alle U in Y getriibt und viele A in E oder O geschwächt, dennoch hat sie eine grosse zahl reinlautender A und I bewahrt [...]. Erwägt man nun ferner, dass in der lat. lith. und goth. sprache zu jenen drei kürzen noch lange vocale und diphthonge treten und sich nach schöner folge abstrufen; so erreicht der vocalismus in ihnen seinen gipfel. Zugleich muss aber nicht verkannt werden, dass es dem geistigen fortschritt der sprache angemessen war, von solcher höhe herabzusinken und auf kosten des lauts eine noch grössere manigfaltigkeit geschwächter, gebrochener getriibter töne zu erzeugen, was hauptsächlich durch E und O, so wie durch vielfache umlaute und assimilationen bewirkt wurde. indem die wörter weniger in den sinn fallen, wenden sie anspruchloser und für die abstraction taugender. Schon in dieser hinsicht ist der griechischen sprache eine höhere vollendung und verfeinerung als der lateinischen beizulegen. sie hat die glücklichere mitte getroffen und von dem ursprünglichen vollaut nur so viel aufgegeben, als nötig war, um die freiste beweglichkeit zu entfalten. [...] Der deutschen sprache aufschwung hat nicht die gunst der griechischen erfahren, sondern ist langsam und mit unterbrechungen vorgeschritten, unsere errungenschaft würde zur althochdeutschen annahm des lauts weder zurückkehren können noch wollen, so wenig als die englische zur angelsächsischen.« (J. Grimm 1848a, 291 f.)

Das ist für die deutsche Sprache allerdings kein allzu großes Unglück, denn das Erreichte – immerhin ja positiv apostrophiert als »errungenschaft«, hinter die sie nicht zurückfallen kann, aber eben auch nicht *will* – ist nach Grimms Auffassung durchaus

6 Der Gedanke einer Repoetisierung der Sprache ist Grimm fremd. Weder als Sprach- noch als Literaturhistoriker zielt er auf Adaption oder Restitution, vielmehr auf Wertschätzung der Vergangenheit also solcher und aus hermeneutischer Distanz heraus. Er fordert, »das Alte [...] als Altes stehen« zu lassen und es nicht »in unsere Zeit [zu] verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört [...]. Sowie sich fremde edele Thiere aus einem nützlichen Boden in einen andern vertheilen lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufliegen, d. h. poetisch allein historisch kann sie unberührt genossen werden« (J. Grimm 1881, 98 [Brief an Wilhelm Grimm, 17. 5. 1809]).

7 Vgl. auch J. Grimm 1838, 31: »ich hoffe, wer meine arbeiten näher kennt, dass er mir keine art der geringhaltung des grossen reichts, welches der waltenden gegenwart über unsere sprache, poesie, rech-

ansehnlich. Es sind Charakteristika wie beispielsweise der Ablaut, die der deutschen Sprache ebenfalls eine Mittelstellung zwischen reiner Klanglichkeit und flexivischer Logik sichern. Dabei können im Einzelnen durchaus wertvolle Eigenschaften des sprachlichen Baus verloren gegangen sein. Garant dafür, dass aus dem Verlust neuer Gewinn entsteht, ist eben der ständige »Sprachgeists«, wie Grimm in seiner Akademierede »Über den Ursprung der Sprache« deutlich genug betont:

»für die meisten einbusen und verluste pflegt [...] beinahe auf der stelle und von selbst sich ersatz und ausgleichung dazubringen. das ist das stille auge jenes hütenden sprachgeistes, der ihr alle wunden über nacht heilt und schnell vernarben lässt, alle ihr angelegenheiten ordnet und vor verwirrung bewahrt, nur dass er einzelnen sprachen seine höchste gunst, andern geringere erweisen hat.« (J. Grimm 1851, 296.)

Selbst sprachhistorischen Veränderungen, die Grimms Ordnungs- und ästhetischem Empfinden regelrecht barbarisch erscheinen, ist auf diese Weise etwas Positives abzugewinnen, z. B. der Lautverschiebung:

»Seit dem schluss des ersten jh. hatte sich die ohnmacht des römischen reichs, wenn auch seine flamme einigemal noch aufleuchtete, entschieden, und in den unbesiegbaren Germanen war das gefühl ihres unaufhaltsamen vorrückens in alle theile von Europa immer wacher geworden; jetzt erhob sich statt der langsamen und verweilenden zugs, den sie von Asien her unzweifelnde jahrhunderte hindurch eingehalten hatten, ein rascherer sturm, den die geschichte vorzugsweise völkerwanderung nennt. nur die wenigsten stämme blieben in ihrem sitz haften.

Wie sollte es anders sein, als dass ein so heftiger anbruch des volks nicht auch seine sprache erregt hätte, sie zugleich aus hergebrachter fügung rückend und erhöhend? liegt nicht ein gewisser maß und stolz darin, media in tenuis, tenuis in aspirata zu verstärken? Die vordersten und rührigsten in der grossen bewegung, Franken, Alamannen und die übrigen Hochdeutschen, wird es nicht erklärlich, warum sie alle von der zweiten auf die dritte stufe schritten?

Wer diese deutung als eingebildet ablehnen oder durch einzelne anstände, die ich nicht verhehlen werde, stören will, kann sich von der vorstehenden eigenheit unserer sprache keine rechenschaft geben. als ruhe und gestirung wiederkehrten, blieben die laute stehen, und es darf ein zeugnis für die überlegne milde und bändigende des gothischen, sächsischen und nordischen stammes geben, dass sie bei der ersten verschiebung beharrten, während die wildere kraft der Hochdeutschen noch zur zweiten getrieben wurde. das schliesst mir auch auf, warum die hochdeutsche sprache bei manchem empfindlichen nachtheil, in dem sie zu den übrigen steht, lebendiger geblieben ist und ihren sieg behauptet.« (J. Grimm 1848a, 437 f.)

Wie sich unschwer erkennen lässt, ist hier der »Sprachgeists« in der Tat ein Spiegel des »Nationalcharakters« – eines Nationalcharakters, der in diesem Fall weniger durch klimatische Bedingungen, sondern vielmehr durch soziopolitische geprägt wird.

»Jede sprache unterliegt geistigen wie leiblichen einflüssen. geistig wird sie durch poesie und rede ausgebildet [...]. Immerhin thut das vorgewicht des geistes der natur der sprache einigen zwang, weil die dichterische kunst im einzelnen irren kann [...]. [...] Die merkwürdige eigenheit unserer sprache, die lautverschiebung scheint minder physisch als geistig zu erklären.« (J. Grimm 1848b, 827 f.)

Auch damit weicht Grimm jedoch nicht von den bekannten romantisch-idealistischen Stereotypen ab. Denn nicht nur durch die sie umgebende Natur, sondern auch durch ihre politische, soziale und kulturelle Geschichte wird nach romantischer Auffassung eine Nation und mit ihr ihre Sprache geprägt. Als Beispiele werden unter anderem die

»e und einrichtungen gebührt, nachweisen könne. denn selbst wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind.«

Spanier und die Chinesen genannt. Der Sprache und Poesie der Spanier schreibt A. W. Schlegel (1809/11, 65) »eine orientalische Aders« zu, die er durch einen Hinweis auf die spanische Geschichte, d. h. durch den jahrhundertelangen kulturellen Kontakt mit den Arabern erklärt. Auf das Chinesische wendet er den bis auf Platons KRATYLOS-Dialog zurückzuführenden Topos an, gemäß welchem dem Konsonanten r die Funktion der Bezeichnung von Stärke und Kraft zugeschrieben wird, und kommt so zu der Überlegung: »Vielleicht ist der Mangel des r in der chinesischen Sprache ein Charakter der alten chinesischen Nation, da sie immer die Beute ihrer Feinde geworden ist.« (A. W. Schlegel 1798/99, 24).

Die Entwicklung oder Ausbildung einer Sprache verläuft stets parallel zur intellektuellen und kulturellen Entwicklung der Nation: »jede Sprache [geht] mit der erweiterten Erfahrung und Nachdenken Hand in Hand«, schreibt August Ferdinand Bernhardt (1801, 125) und erklärt: Die »Masse ihrer Zeichen enthält das jedesmalige Maas der Erfahrungen der Nation, welcher die Sprache angehört« (Bernhardt 1803, 19). Da nun dieses »Maas [...] eigentlich täglich wechselt«, ändert sich auch die Sprache permanent: Als »Instrument der Mittheilung« ist sie »ein Werkzeug, welches nach einer Reihe von Jahren zu einem ganz andern wird, als es anfangs war, ohne auf dem höchsten Bildungspunkt je etwas anders, als etwas momentanes gewesen zu sein« (ebd.). In dieser dynamischen Wandelbarkeit sehen die Romantiker eine unabdingbare Qualität der Sprache: »Eine Sprache ist ja keine Sache, sondern eine gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse [...], die [...] unaufhörlich mit den Geschlechtern selbst wechseln [...] muß« (A. W. Schlegel 1801/02, 417).

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Wer sich mit der Sprachtheorie und Philologie der deutschen Romantik näher befasst, dem erscheint Jacob Grimm als unmittelbar beeinflusst von romantischen Theoremen und Ideologemen. Freilich hat er sich seit seiner Arbeit an der »Deutschen Grammatik« um Empirie und Methode bemüht, und freilich unterscheidet sich seine dualistische Sprachgeschichtsauffassung mit ihrem Modell des Übergangs von sinnlicher zu geistiger Qualität von einem triadischen Modell wie dem A. W. Schlegels, der die Sprache auf einem Weg von ursprünglicher Poetizität über verstandesgeleitete Prosa zurück zur Poesie sieht. Es war aber eben bekanntlich A. W. Schlegel, der in einer Rezension dem vogrammatisch-romantischen Jacob Grimm mangelnde Methodik vorwarf, und wer sich mit Schlegels späteren Arbeiten befasst, der bemerkt, dass dieser – interessanterweise beinahe zeitgleich mit Grimm, nämlich im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts – sich ebenfalls von der philosophisch-idealistischen Sprachtheorie hin zur Empirie wendet und in diesem Zusammenhang sein triadisches Repoetisierungsprogramm gegen ein duales Modell der Sprachgeschichte eintauscht, das demjenigen Jacob Grimms ganz ähnlich ist. Es wäre Stoff für einen eigenen Beitrag, dies en détail nachzuweisen und zu zeigen, dass und inwiefern Schlegel – der Bonner Universitätsprofessor und Sanskritist Schlegel – dabei gleichwohl Romantiker bleibt und seine alten Ansichten und Werturteile über Sprache und Sprachgeschichte mehr oder weniger unverändert beibehält (Ansätze hierzu sind unternommen bei Bär 2002).

Die Aufgabe des vorliegenden Beitrags war es, anhand einiger Beispiele zu zeigen, dass dies eben auch für Jacob Grimm gilt. Nicht umsonst, so scheint es, hat die ihm folgende Generation Schwierigkeiten mit ihm, beispielsweise Wilhelm Scherer, der Grimm ein »Überwiegen der Combinationslust, welche von der [wissenschaftlichen] Solidität nicht vollständig consumiert ist« bescheinigt (s. o.). Wie Ulrich Wyss feststellt, erschien Grimms Arbeitsweise der jungen deutschen Philologie, die doch nicht umhin konnte, sich auf ihn zurückzuführen, »fremd, wild, exterritoriale« (Wyss 1979, 13 f.). Was für Scherer daraus folgte, war, Jacob Grimm einerseits auf einen Sockel der Ahnenerverehrung zu setzen und andererseits in seiner eigenen sprachhistorischen Arbeit diejenige Grimms weitgehend zu ignorieren.

Arbeiten wie die von Ginschel, Wyss und auch der vorliegende Beitrag nehmen einen entgegengesetzten Weg: Sie versuchen, indem sie seine unmittelbare wissenschaftliche Vorgängerschaft in Frage stellen, Jacob Grimm vom Sockel des Gründervaters herunterzuholen und dadurch die Möglichkeit zu schaffen, sich mit seinem befremdenden, aber ebenso auch faszinierenden Werk aus der historischen Distanz heraus wieder neu zu befassen.

Literatur

- Bertine von Arnim (1840): Die Gunderode. Zitiert nach: Bettins von Arnim. Werke und Briefe. Hrsg. v. Gustav Konrad. Bd. 1. Frechen 1959, S. 215–536.
- Jochen A. Bär (1999): Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 50).
- Jochen A. Bär (2002): August Wilhelm Schlegels Unterscheidung des »synthetischen« und des »analytischen« Sprachbaus. Pionierleistung der Sprachtypologie oder sprachphilosophisch-literaturkritische Reminiszenz? In: *Historiographica Linguistica* 29, S. 71–94.
- Dieter Berger (1999): Geographische Namen in Deutschland. Herkunft und Bedeutung der Namen von Ländern, Städten, Bergen und Gewässern. 2., überarb. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (Duden-Taschenbücher 25).
- August Ferdinand Bernhardt (1801): Sprachlehre Erster Theil. Reine Sprachlehre. Berlin, reprint: Nachdr. Hildesheim/New York 1975.
- August Ferdinand Bernhardt (1803): Sprachlehre Zweiter Theil. Angewandte Sprachlehre. Berlin, reprint: Nachdr. Hildesheim/New York 1973.
- Clemens Brentano (1801): Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. – Zitiert nach: Clemens Brentano. Sämmtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hrsg. v. Jürgen Behrens u. a. Bd. 16. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978.
- Gunhild Ginschel (1988): Der junge Jacob Grimm 1805–1819. 2., um den Aufsatz »Der Märchenstil Jacob Grimms« und ein Register erweiterte Aufl. Berlin.
- Herman Grimm (1879): Kommentare und Erläuterungen in: *Kleinere Schriften von Jacob Grimm*. Bd. 1. Berlin, 1879.
- Jacob Grimm (1819): Deutsche Grammatik. Erster Theil. Göttingen.

- Jacob Grimm (1831): Deutsche Grammatik. Dritter Theil. Göttingen. Zitiert nach: Deutsche Grammatik von Jacob Grimm. Dritter Theil. Neues vermehrter Abdruck, besorgt durch Gustav Roethe/Edward Schröder. Gütersloh 1890 (reprint: Nachdruck Hildesheim 1967).
- Jacob Grimm (1838): Über meine Entlassung. Zitiert nach: *Kleinere Schriften von Jacob Grimm*. Bd. 1. Berlin, 1879, S. 25–56.
- Jacob Grimm (1842): Frau Aventure klopft an Beneckes Thür. Zitiert nach: *Kleinere Schriften von Jacob Grimm*. Bd. 1. Berlin, 1879, S. 83–112.
- Jacob Grimm (1847): Über das Pedantische in der deutschen Sprache. Zit. n. *Kleinere Schriften von Jacob Grimm*. Bd. 1. Berlin, 1879, S. 328–374.
- Jacob Grimm (1848a): Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1. Leipzig 1848.
- Jacob Grimm (1848b): Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 2. Leipzig 1848.
- Jacob Grimm (1851): Über den Ursprung der Sprache. Zitiert nach: Jacob Grimm. *Kleinere Schriften*. Bd. 1. Berlin, 1879, S. 256–299.
- Jacob Grimm (1854a): Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 1: A – Biermolke [bearb. v. Jacob Grimm]. Leipzig, fotomechanischer Nachdruck München 1984.
- Jacob Grimm (1854b): Über Etymologie und Sprachvergleichung. Zitiert nach: *Kleinere Schriften von Jacob Grimm*. Bd. 1. Berlin, 1879, S. 300–327.
- Jacob Grimm (1862): Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 3: E – Fische [bearb. v. Jacob Grimm]. Leipzig, fotomechanischer Nachdruck München 1984.
- Jacob Grimm (1881): Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hrsg. v. Herman Grimm/Gustav Hinrichs. Weimar.
- Johann Gottfried Herder (1772): Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Zitiert nach: Herders sämmtliche Werke. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 5. Berlin 1891, S. 1–147.
- Hans Jeske (1989): Der Name Katzenelnbogen. In: *Beiträge zur Namenforschung*, N. F. 24, S. 332–347.
- Oskar Reichmann (1990): Einige Thesen zur Bedeutungserläuterung in dem von Jacob Grimm bearbeiteten Teil des Deutschen Wörterbuches und im Wörterbuch der deutschen Sprache von Daniel Sanders. In: *The Grimm Brothers and the Germanic Past*. Ed. by Elmar H. Antonsen/James W. Marchand/Ladislav Zgusta. Amsterdam/Philadelphia (Studies in the History of the Language Sciences), S. 87–113.
- Oskar Reichmann (1991): Zum Urbegriff und seinen Konsequenzen für die Bedeutungserläuterungen Jacob Grimms, (auch im Unterschied zur Bedeutungsdefinition bei Daniel Sanders). In: *Studien zum Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Hrsg. v. Alan Kienness/Peter Kühn/Herbert Ernst Wiegand. Bd. 1. Tübingen 1991 (Lexicographica, Series Maior 33), S. 299–345.
- Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1803/04): Philosophie der Kunst. Zitiert nach: Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämmtliche Werke. Hrsg. v. Karl Friedrich August Schelling. 1. Abt. Bd. 5. Stuttgart/Augsburg 1859, S. 353–736.
- Wilhelm Scherer (1865): Jacob Grimm. Zwei Artikel der Preussischen Jahrbücher aus deren vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Bande besonders abgedruckt. Berlin.
- Wilhelm Scherer (1870): Zum neuen Abdruck. In: Jacob Grimm. *Deutsche Grammatik*. Hrsg. v. Wilhelm Scherer. Bd. 1. Berlin, S. XXI–XXX.

Christiane Schlaps (2000): Das Konzept eines deutschen Sprachgeistes in der Geschichte der Sprachtheorie. In: Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Hg. v. Andreas Gardt. Berlin/New York, S. 303–347.

August Wilhelm Schlegel (1798): Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Erstes Stück. Berlin, reprographischer Nachdruck Darmstadt 1992, S. 3–69.

August Wilhelm Schlegel (1798/99): Vorlesungen über philosophische Kunstlehre. Zitiert nach: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, S. 1–177.

August Wilhelm Schlegel (1801/02): Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Teil: Die Kunstlehre. Zitiert nach: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, S. 181–472.

August Wilhelm Schlegel (1802/03): Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Zweiter Teil: Vorlesungen über schöne Literatur. Zitiert nach: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, S. 473–781.

August Wilhelm Schlegel (1803/04): Vorlesungen über Enzyklopädie der Wissenschaften. Zitiert nach: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 3. Paderborn/München/Wien/ Zürich (angekündigt), S. 1–373.

August Wilhelm Schlegel (1809/11): Ueber dramatische Kunst und Literatur. Zweiter Theil. Zitiert nach: August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke. Hg. v. Eduard Böcking. Re-progr. Nachdr. der 3. Ausgabe Leipzig 1846, Hildesheim/New York 1971, Bd. 6.

Friedrich Schlegel (1803): Beiträge zur Geschichte der modernen Poesie und Nachricht von provenzalischen Manuscripten. (An A. W. Schlegel.) Zitiert nach: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett/Hans Eichner. Bd. 3. München/Paderborn/Wien/Zürich 1975, S. 17–37.

Ulrich Wyss (1979): Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus. München.